



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus Alt-Jena : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

redakteur, durch den persönlichen Vorteil zusammengehalten. Veröffentlicht der Buchhändler zugleich periodische Blätter, so sind seine Mitarbeiter ziemlich sicher, darin gelobt oder doch mehr oder weniger gegen ungünstige Beurteilungen geschützt zu werden, denn mit solchen thäte er sich geschäftlich Abbruch. Es kann Klame für und wider entstehen, bei denen der Verfasser zwar genannt, aber der Geldbeutel gemeint ist. Namhafte Kräfte halten sich vielfach zurück; Männer, welche in Fachsachen solide arbeiten, lassen es hier bei geringer Mühe bewenden und suchen auf nur halbwegs anständige Art viele Bogen voll zu bringen, eine erbauliche, fadenscheinige Breite, ja eine große Lieberlichkeit der Arbeit, eine fatale Kunst des Buchmachens, die Sucht nach Erwerb drängen sich vor: das Ganze trägt bisweilen das Brandmal der Gewerbmäßigkeit und geringer Achtung. Hierunter haben in erster Linie die Buchhändler, die Unternehmer des Ganzen, zu leiden, zu deren Ehre gesagt werden muß, daß sie gar manchen Verfasser an Anstand übertreffen. Groß ist das Angebot, das Gute gering. Und doch gälte es hier gerade, nicht mit leichter, kecker Hand hinzuwerfen, sondern Werke zu erstreben, die dem Kenner genügten, den Gebildeten erfreuten, die Menge anzögen und belehrten, worin Forschung und Verarbeitung sich deckten, Höhe und Bedeutung, kurz, der Stand der Wissenschaft vergegenwärtigt würde. Unverkennbar ist schon die Wendung zum Besseren eingetreten.

Die Spezialarbeit braucht darum nicht aufzuhören oder nur nachzulassen, der Drang nach Erkenntnis darf das Geringste nicht verschmähen, aber er soll sich nicht im Kleinkram überschätzen, soll das Bedeutende, das Wirkende, das vielleicht Wichtigste nicht versäumen, soll das, was in stillem Fleiße und mühevoller Anstrengung aus Staub und Schutt zu Tage gefördert worden ist, nutzbringend verwerten, es „in den Verkehr der Menschen, in den Verkehr des Vaterlandes werfen.“



Erinnerungen aus Alt-Jena.

(Schluß.)



o scharf ausgeprägt demnach die Gegensätze in Jena wie überall sich gegenüber standen, ging doch der Sommer (1848) ohne auffällige Vorkommnisse vorüber. Die verschiedenen Parteien arbeiteten, den Blick nach Frankfurt, weiterhin nach Berlin und Wien gerichtet, jede in ihrer Weise und warteten das übrige ab. Auch in Jena hatte sich, wie anderwärts überall, eine Bürgerwehr gebildet, in der sich die

verschiednen Richtungen, mit Ausnahme etwa der extremsten, vertreten fanden. Kommandant derselben war der preußische Oberst von Paschwitz, der, um seine alten Tage in Ruhe zu genießen, sich hierher zurückgezogen hatte, dem dieses Amt nun aber manche unruhige Stunde bereitete. Neben ihm stand der Major von Knebel d. S., ein Sohn von Goethes bereits genanntem Freunde. Der „Major“ hatte früher, wie man erzählte, als Höchstkommandirender in fürstlich reußischen Diensten gestanden und lebte nun, nachdem er aus irgend welchen Gründen diese Stellung verlassen hatte, mit Pension in Jena, wo er das oft genannte, am Paradiese gelegene Knebelsche Gartenhaus bewohnte. Eine leicht aufbrausende Natur, im übrigen gutmütig und leicht wieder zu beruhigen, genoß er eine ziemliche Popularität und war daher insofern an seiner Stelle. Als einer der Hauptleute fungirte der Geheime Justizrath Professor Gujet, ein äußerst freundlicher, wohlwollender Mann, der Sohn eines Soldaten, und diese seine Eigenschaft muß es neben seiner persönlichen Beliebtheit gewesen sein, die diesen Menschenfreund zu einer wenigstens möglicherweise kriegerischen Stellung berief. Denn das war sie, wie wir bald hören werden; die Verhältnisse nahmen in Jena, im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge in Deutschland und dank den fortgesetzten Wühlereien der Demagogen und der Ohnmacht der Regierungen, allmählich eine so drohende Gestalt an, daß ein feindlicher Zusammenstoß kaum lange mehr ausbleiben konnte.

Ehe es aber so weit kam, trat in den Tagen vom 21. bis zum 24. September in Jena eine Versammlung friedlicher, wenngleich reformirender Natur zusammen, nämlich der sogenannte Universitätsreformkongreß. Es lag nahe, daß in einer Zeit, in der an alle Einrichtungen des nationalen Lebens die neuernde und umgestaltende Hand angelegt wurde, in den Kreisen der Universitäten, deren Einrichtungen seit Jahrhunderten eine so zähe Beharrungskraft bewährt hatten, sich das Verlangen nach Verbesserung lebhaft regte. Namentlich die aufstrebenden Lehrkräfte, die ihr Ziel noch nicht erreicht hatten, waren es, die ein solches Bedürfnis überall aufs stärkste empfunden hatten, und Jena war in dieser Richtung mit vorangegangen. Es hatte sich hier ein sogenannter Reformverein gebildet, der die Mehrzahl der jüngern Lehrer in sich aufgenommen und sich mit den Gesinnungsgenossen an den übrigen deutschen Hochschulen in Verbindung gesetzt hatte. Von welcher Seite der entscheidende Anstoß zu einem solchen Kongresse ausgegangen ist, wüßte ich nicht zu sagen, aber gewiß ist, der Vorschlag fand fast allgemeinen Beifall und Jena wurde, zunächst seiner mittleren Lage wegen, als Ort der Versammlung ausgewählt. Alle deutschen Universitäten wurden eingeladen, den Kongreß, der einen repräsentativen Charakter haben sollte, mit Abgeordneten zu beschicken, aber auch jeder andre Universitätslehrer sollte als Gast willkommen sein. Die meisten Hochschulen gaben der Einladung Folge, nur Berlin und die ordentlichen Professoren von Halle lehnten dankend ab. Der Kongreß endigte schließlich ergebnislos, ein anziehendes Schau-

spiel bot er aber doch. Eine Reihe bedeutender, ja berühmter Gelehrten fand sich hier zusammen. Der Tübinger Kanzler von Wächter wurde zum Präsidenten des Professorenparlaments gewählt und rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen mit vollendeter Meisterschaft. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Abgeordneten der österreichischen Universitäten, darunter Männer wie Hye und Endlicher; sie waren die Schoßkinder der Versammlung, ließen es aber auch an nachdrücklicher Betonung ihrer deutschen Gesinnung nicht fehlen. Die Wiener Hochschule hatte neun Vertreter gesandt, darunter einen, der unmittelbar aus den Hallen der „Musa“ zu kommen schien und in seiner malerischen Tracht und seinem klirrenden Schleppsäbel aller Augen auf sich zog. Freilich war es ein ominöses Zusammentreffen, daß schon in der nächsten Zeit die tumultuarische Thätigkeit der „Musa“ einen tragischen Abschluß fand und die so warm verkündigte Zusammengehörigkeit mit Deutschland in den Händen von Windischgrätz und Schwarzenberg eine so blutige Beleuchtung erhielt. Bei den Verhandlungen des Kongresses wurde das Programm zu Grunde gelegt, das der Zenaer Reformverein ausgearbeitet hatte; die wichtigsten Fragen der Aufgabe und der Organisation der Universitäten wurden der Reihe nach durchgesprochen und durchgreifende Beschlüsse gefaßt, die zuletzt und nachträglich freilich alle wirkungslos geblieben sind. Unter den Rednern der Versammlung zeichnete sich der berühmte Pandektist Bangerow aus, er trat den radikalen Forderungen der linken Seite der Versammlung mit zermalmender Beredsamkeit entgegen, deren gewaltiger Eindruck nicht leicht zu überwinden war. Freilich gingen einige Anträge weit über das Vernünftige und Zweckmäßige hinaus, ein gründlicher und unbedachter Radikalismus machte sich bemerklich, ein vollständiger Neubau wurde gefordert, wo höchstens einzelne Verbesserungen am Platze waren, und alles dieses nach den beliebten nivellirenden Lehren der allgemeinen „Freiheit und Gleichheit.“ Alle herkömmlichen Unterschiede innerhalb der Korporation sollten aufhören, selbst die Studirenden sollten ihre Vertreter in den Senat schicken und dergleichen höherer Unsinn mehr. Einen komischen Eindruck machte es, zu sehen, daß ein achtungswerter Mann wie der greise Thiersch, aus offenbarem Popularitätsbedürfnisse, für die radikalsten Forderungen eintrat und langatmige Reden hielt. Doch behauptete zuletzt in den meisten Fällen der Geist der Besonnenheit und Erfahrung die Oberhand. Ein Beschluß ging dahin, daß diese Versammlungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen sollten; es wurde ein geschäftsführender Ausschuß gewählt, der auch einmal zusammentrat, aber damit erreichte dies ganze Beginnen sein Ende. Es wurde unter den Trümmern der zusammenbrechenden deutschen Bewegung begraben, nur daß diese gleichwohl eine fruchtbare Saat ausgestreut hat, deren Wachsen und Reifen wir erlebt haben, während der so hitzig betriebene Versuch einer Umgestaltung der Universitäten, wohl oder übel, völlig im Sande verlief. Die eifrigen Reformen jener Tage haben eben doch die wahre Natur dieser Anstalten nicht immer erkannt und die

wohlverstandenen Bedürfnisse derselben manchmal mit ihren eignen persönlichen Wünschen verwechselt.

Unmittelbar an das Professorenparlament schloß sich ein Unternehmen des Jenaer konstitutionellen Vereins an, das ich noch aus dem Grunde erwähnen will, weil einige der noch anwesenden Kongreßgäste daran teilnahmen. Der Verein hatte nämlich die unliebsame Wahrnehmung gemacht, daß, während er in der Stadt noch die Mehrheit für sich hatte, auf dem flachen Lande die fortgesetzte demagogische Wühlerei ihm vollständig zuvorgekommen war. In Erwägung dieser Thatsache wurde beschlossen, dem nicht länger unthätig zuzusehen und von Zeit zu Zeit zunächst in den umliegenden Ortschaften Versammlungen abzuhalten, um für die gute Sache zu wirken. Der Vorschlag an sich ließ sich hören, hätte aber um ein halbes Jahr früher gemacht werden sollen. Man dachte jedoch: besser spät als gar nicht. Als der erste Angriffspunkt des beschlossenen Experiments wurde das Städtchen Dornburg am linken Ufer der Saale, ein paar Stunden nördlich von Jena gelegen, ausersehen. Es ist mit seinem reizenden Schlosse weithin sichtbar; der weimarische Hof hat sich früher zeitweise im Sommer gern dort aufgehalten, und Goethe u. a. sich nach dem Tode des Großherzogs Karl August für mehrere Tage dahin zurückgezogen, um seinem Schmerze um den geschiedenen fürstlichen Freund ungestört nachzuhängen. So machten wir uns denn zur bestimmten Zeit — es war ein Sonntag — auf, um unsre Fahrt dahin anzutreten; an unsre wenigen Gesinnungsgenossen im Städtchen und an die Ortschaften der Umgegend war eine rechtzeitige Mitteilung ergangen. Bei unsrer Ankunft ging es schon ziemlich lebhaft her; die gegnerische, demokratische Partei hatte unser Vorhaben nicht übersehen und ebenfalls ihre Getreuen aufgeboten. Ihre Absicht war offenbar, die geplante Versammlung gar nicht zu stande kommen und in Wirksamkeit treten zu lassen. Und es fehlte nicht viel, so wäre ihr das auch gelungen. Dreimal zwangen sie uns durch ihr tumultuarisches Gebahren, den Standpunkt zu wechseln, ehe endlich unsre Aktion beginnen konnte. Zum dritten male nahmen wir auf dem Marktplatz Stellung und wandelten eine alte Postkutsche, die zufällig dort stand, zur Rednerbühne um. Ein Teil der konservativen Bürgerwehr Dornburgs stellte sich zum Schutze um sie auf, da die Demokraten uns gefolgt waren und in benachbarten Wirtschaftshäusern johlend Posto gefaßt hatten. Immerhin, unsre Versammlung konnte zu Ende geführt werden. Der „alte Frommann“ präsidirte, als Redner traten u. a. auf: Geh. Kirchenrat Eduard Schwarz aus Jena, der Professor der Theologie Dr. Fricke aus Leipzig, der aus Veranlassung der Professorenversammlung herübergekommen war, und endlich ein Pastor Büttner aus der Nähe von Neustadt a. d. Orla, der mehrere Jahre in der neuen Welt gelebt hatte und nun auf Grund seiner Erfahrungen ein nicht gerade schmeichelhaftes Bild der nordamerikanischen Freiheit entwarf. Ob er und die übrigen Redner einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben,

muß freilich dahin gestellt bleiben. Zufolge einer Mitteilung, die uns hinterher gemacht wurde, war es hohe Zeit, daß wir die Versammlung schlossen, weil unsre Widersacher angeblich den Voratz gefaßt hatten, unsre Rednerbühne, d. h. die alte Postkutsche, auf der ein Teil von uns sich niedergelassen hatte, zu überfallen und sie samt ihrer Besatzung in einen in der Nähe, auf dem Marktplatz befindlichen Tümpel zu befördern. Diese Mitteilung klang gar nicht unglaublich, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß wir ohne die angedeutete Sicherheitswehr der uns zugeordneten demokratischen Wiedertaufe schwerlich entgangen wären.

Wie dem aber sei, dieser erste Versuch einer konservativen Propaganda blieb zugleich der letzte von unsrer Seite. Es hing das hauptsächlich mit der fast gleichzeitig eintretenden Wendung der allgemeinen Verhältnisse und der sich daran schließenden Niederlage der thüringischen Demokratie, deren Schauplatz Jena wurde, zusammen. Ein kurzer Bericht über diese Vorgänge, soweit sie in meinem Gedächtnisse haften geblieben sind, mag die Erinnerungen aus jenen Tagen beschließen.

Wie erwähnt, hatte sich die demagogische Agitation und Wühlerei den ganzen Sommer über unbehindert fortgesetzt und die populäre Gährung demgemäß eine nicht unbedenkliche Gestalt angenommen. Dr. Lafauries Verbindungen reichten, wie man wohl nicht ohne Grund vermutete, über Thüringen hinaus, und man traute ihm zu, daß er mit Struve im Einverständnis stehe. Die Ereignisse der nächsten Tage legten die Annahme mit fast zwingender Gewalt nahe, daß er jetzt die Stunde der Entscheidung für gekommen hielt und einen Aufstand vorbereitete. Eine ruhige Erwägung, deren der Fanatiker freilich niemals fähig gewesen war, hätte ihm sagen müssen, daß der thüringische Bauer mit gewissenlosen Versprechungen leichter aufzuregen als in das Feuer zu jagen sei. Die Lage der Bauern ließ zwar vielfach vieles zu wünschen übrig, war aber doch nirgends so drückend, daß sie eine verzweifelte Selbsthilfe hätte rechtfertigen können. Eine Zurückverweisung auf den Bauernkrieg war unter allen Umständen eine Thorheit und Dr. Lafaurie trotz allem kein Thomas Münzer. Der Aufstand in Frankfurt vom 18. September, durch die scheußliche Ermordung des Fürsten Sichnowski und des Herrn von Muerkwald gebrandmarkt, hatte seine Funken über die Berge Thüringens herüber geworfen und die Gemüter noch mehr erhitzt. Die Niederwerfung desselben galt für den Anfang der Reaktion, und dem sollte bei Zeiten vorgebeugt werden. An einen größern oder einigermaßen nachhaltigen Erfolg eines „Putsches“ war nun freilich in keinem Falle zu denken, aber ein hübsches Stück Verwirrung hätte doch herbeigeführt werden können, wenn die Widerstandskraft der Kleinstaateri auf sich selbst angewiesen blieb, denn Lafaurie und seine Genossen hatten bereits angefangen, sich in die Herzen der Garnisonen von Weimar und Eisenach den Weg zu bahnen. Da griff endlich das Reichsministerium ein und erließ die Anordnung, die Herzogtümer mit Grenzboten III. 1888.

Reichstruppen zu besetzen und die einheimischen Garnisonen zu verlegen. Die Entscheidung fiel in dem sonst so friedlichen Jena, das jetzt der Mittelpunkt der aufrührerischen Bewegung geworden war. Der erste Anlauf, den noch am 4. Oktober die Staatsgewalt mit einheimischen Truppen gegen die Partei der Unordnung nahm, wurde übrigens nicht ganz geschickt ausgeführt. Wenn auch fürs erste die Ordnung wieder zurückkehrte, so fühlten sich doch die Demagogen durch diesen Angriff nichts weniger als eingeschüchtert. Ihre Zuversicht hob sich sogar in dem Maße, daß sie durch eine rasch zusammengetrommelte Volksversammlung jenes bewaffnete Eingreifen für ungesetzlich erklären ließen und auf Sonntag den 8. Oktober eine bewaffnete allgemeine Volksversammlung nach Jena ausschrieben. Eine möglichst großartige Kundgebung des beleidigten souveränen Volkswillens sollte in Szene gesetzt werden. Aber schon Freitag den 6. Oktober veränderte sich plötzlich die Szene. Eine erkleckliche Anzahl „Reichstruppen“ — man sprach von ein paar tausend Mann —, königlich sächsische und altenburgische Infanterie und Reiterei nebst entsprechender Artillerie, erschien vor den Thoren der überraschten Stadt und pflanzte ihre Kanonen im sogenannten „Paradiese“ auf. Von der geplanten demokratischen „Demonstration“ konnte unter diesen Umständen keine Rede mehr sein; doch erschienen am Sonntage nachmittags eine ziemliche Masse Bauern und Arbeiter, zum Teil mit Stöcken ausgerüstet, und hielten unter den Augen der aufmarschirten Bürgerwehr, in hinlänglich herausfordernder Haltung, ihren Einzug in Jena. Es kam nun zu verschiedenen verwirrenden Auftritten, bis endlich die Linientruppen dazwischen traten, die Stadt besetzten und sich der dreiftesten Aufwiegler bemächtigten, unter denen der weimarische Vitterat Säcke, Lafauries Gehilfe, der wegen Hochverrats ergangen war und der sich jetzt wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt hatte, fiel bei dieser Gelegenheit in die Hände der Verfolger. Blut floß übrigens auch jetzt nicht; die „Reichstruppen“ benahmen sich taktvoll, und das verführte Landvolk zeigte wenig Neigung, sich an den „vertierten Söldlingen“ zu versuchen. Schon Tags darauf zogen diese in der Richtung gegen Weimar wieder ab und führten die verhafteten Aufwiegler mit sich. So viel ich weiß, ließ man gegen diese bald genug Gnade für Recht ergehen. Die Hauptsache blieb: die Niederlage der thüringischen Demokratie, insoweit sich diese mit republikanischen und anarchischen Tendenzen befreundet hatte, war mit den Vorgängen des 8. Oktober vollendet; was noch weiter erfolgte, waren vereinzelte Zuckungen, die keine weitere Bedeutung mehr gewannen.

Die gute Stadt Jena erhielt nun ihr altes friedliches Aussehen wieder zurück, wenn auch vorläufig die Bürgerwehr noch bestehen blieb. Die Vorlesungen an der Universität wurden eröffnet, die Frequenz wies freilich, und wie viele meinten, nicht ohne Schuld der geschilderten Vorgänge, eher eine Verminderung als eine Steigerung auf. Der „demokratische“ Verein, der in jenen Tagen mit

seiner Halbheit sichtlich ins Gedränge gekommen war, löste sich auf, der „konstitutionelle“ Verein bestand noch eine geraume Zeit fort und beschloß sein Dasein erst mit dem Scheitern der nationalen Bewegung, beziehentlich mit dem Ende der Frankfurter Nationalversammlung. Ich erinnere mich nicht ohne Genugthuung, wie in einer der letzten Sitzungen des Vereins, in welcher die Heimkehr eines unsrer geschätztesten Freunde, der den Wahlkreis Neustadt a. d. Orla vertreten hatte, des Professors Gustav Eduard Fischer, gefeiert wurde, der Vorsitzende uns mit der Erwägung zu trösten suchte, daß das erste deutsche Parlament sicher nicht das letzte bleiben werde, daß die aufgewandte Zeit und Kraft trotz des scheinbaren Mißlingens gewiß nicht verloren sei, und daß die brennende Frage der Gründung eines neuen deutschen Reiches, sei es heute oder morgen, auf einer ganz andern Stelle als am grünen Tische und der Rednerbühne, daß sie auf dem Schlachtfelde ihre nächste Lösung finden müsse und werde.

Mit dieser Zuversicht im Herzen gingen wir der Zukunft entgegen, die dann wenigstens die jüngern unter uns, wie weit auch unsre Lebenswege aus einander liefen, um die stolze Verwirklichung jener Hoffnungen nicht getäuscht hat.



Zur Geschichte der gelehrten Kunstkritik.



ie Zeit der Ausstellungen ist wieder einmal über uns hereingebrochen, und neben vielen erfreulichen ihrer Art, über deren angenehmen Eindruck kein Meinungsstreit besteht — ich nenne nur eine der „süßesten“ der letzten Zeit, die sicherlich geschmackbildende Zuckerbäckerausstellung in Berlin, sowie die „wohriechende“ der Barbiers und Parfümeure ebenda —, müssen wir auch die vielbelebten Kunstausstellungen, trotz des Mahnwortes so manches um das Wohl der Kunst besorgten Mannes, an uns vorübergehen lassen. Mit den Kunstausstellungen erwachen natürlich auch die Ausstellungen an der Kunst zu neuem Leben, die ihrerseits wiederum zu Ausstellungen Anlaß geben. Ist doch unser „Publikum“ nicht mehr so einfältig, an der Kunst selbst Gefallen zu finden; den wahren Feinschmecker, der sich eines geläuterten Kunstsinnes in unsern Tagen rühmen darf, ergeht erst die Kritik der Kritik. Selbst unsre Künstler sind von dieser hyperkritischen Neigung nicht völlig freizusprechen. Wenn sie sich über das leichtsinnige Urtheil der Zeitungsschreiber beklagen oder über das tiefsinnige der Kunstgelehrten lustig machen, so wird man ihnen ein gewisses Recht dazu von ihrem Standpunkte aus einräumen müssen. Auch daß man sich gegen die offizielle Kunstkritik des